



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

ADAM HOCHSCHILD

**DER
GROSSE KRIEG**

Der Untergang des alten Europa
im Ersten Weltkrieg
1914–1918

Aus dem Amerikanischen
von Hainer Kober

Klett-Cotta

Für Tom Engelhardt

*Kenner des Britischen Weltreichs
Koryphäe im Buchgeschäft*

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»To End all Wars. A Story of Loyalty and Rebellion, 1914–1918«
im Verlag Houghton Mifflin Harcourt, New York, 2011

© 2011 by Adam Hochschild

© 2013 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Fotomechanische Wiedergabe nur mit

Genehmigung des Verlags

Printed in Germany

Redaktion: Renate Wartmann, Beuren; Antje Peter, Berlin;

Marion Winter, Esslingen

Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Gesetzt von r&p digitale medien, Echterdingen

Fotos: © gettyimages (Kavallerie) / © CORBIS (Friedensfrauen)

ISBN 978-3-608-94695-6

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

INHALT

Einleitung: Der Zusammenbruch aller Träume	7
TEIL I DRAMATIS PERSONAE	19
1. KAPITEL Bruder und Schwester	21
2. KAPITEL Ein Mann ohne Illusionen	37
3. KAPITEL Die Pfarrerstochter	51
4. KAPITEL Heilige Krieger	67
5. KAPITEL Boy Miner	85
6. KAPITEL Am Vorabend	99
TEIL II 1914	115
7. KAPITEL Ein sonderbares Licht	117
8. KAPITEL Wie Schwimmer auf dem Sprung ins reinigende Bad	141
9. KAPITEL ... wo der gerechte Gott die Kämpfe überwacht	161
TEIL III 1915	183
10. KAPITEL Das ist kein Krieg	185
11. KAPITEL Mittendrin	199
12. KAPITEL Not This Tide	217
TEIL IV 1916	235
13. KAPITEL Wir bedauern nichts	237
14. KAPITEL Allmächtiger, wo ist der Rest der Jungs?	265
15. KAPITEL Die Waffen wegwerfen	283

TEIL V 1917	311
16. KAPITEL In den Pranken des Löwen	313
17. KAPITEL Die Welt ist mein Vaterland	333
18. KAPITEL Auf dem Festland ertrinken	355
19. KAPITEL Bitte stirb nicht	371
TEIL VI 1918	391
20. KAPITEL Mit dem Rücken zur Wand	393
21. KAPITEL Mehr Tote als Lebende	419
TEIL VII EXEUNT OMNES	437
22. KAPITEL Des Teufels eigene Hand	439
23. KAPITEL Ein imaginärer Friedhof	457
Anmerkungen	479
Literatur	499
Bildnachweis	512
Dank	513
Register	517

EINLEITUNG

Der Zusammenbruch aller Träume

Eine frühe Herbstkühle liegt in der Luft, während sich der Spätnachmittag des Augusttags golden auf die hügelige Landschaft Nordfrankreichs senkt. In den Mulden zwischen den sanften Anhöhen sammeln sich schon Schatten. Die Felder sind von den mannshohen, maschinengepressten Ballen der letzten Heuernte übersät. Bullige Traktoren ziehen Anhänger – groß wie Güterwaggons – voller Kartoffeln oder gehäckseltem Futtermais hinter sich her. Auf einer niedrigen Anhöhe beschirmt ein Wäldchen die Zeugen einer anderen, am selben Ort fast 100 Jahre zuvor eingebrachten Ernte. Jeder Grabstein auf dem kleinen Friedhof trägt einen Namen, einen Dienstgrad und eine laufende Nummer; auf 162 Steinen sind Kreuze angebracht, auf einem der Davidstern. Falls bekannt, ist auch das Alter des Mannes in den Stein gemeißelt: 19, 22, 23, 26, 34, 21, 20 Jahre. Auf zehn Gräbern heißt es einfach: *A Soldier of the Great War, Known unto God* («Unbekannter Soldat des Ersten Weltkriegs»). Fast alle Gefallenen sind Angehörige des britischen Devonshire-Regiments. Das Datum auf ihren Grabsteinen ist der 1. Juli 1916, der erste Tag der Schlacht an der Somme. Die meisten fielen einem einzelnen deutschen Maschinengewehr, mehrere hundert Meter von dieser Stelle entfernt, zum Opfer und wurden in einem Abschnitt des Schützengrabens beerdigt, aus dem sie am Morgen dieses Tages geklettert waren. Hauptmann Duncan Martin, 30, Kompaniechef und im Zivilleben Kunstmaler, hatte ein Tonmodell des Schlachtfelds angefertigt, auf dem die Briten ihren Angriff planten. So konnte er den anderen Offizieren exakt vorhersagen, wo seine Männer und er selbst unter das Feuer des nahen deutschen Maschinengewehrs geraten würden, sobald sie auf den ungeschützten Abhang des Hügels gelangten. Auch er ist hier begraben, einer

von rund 21 000 britischen Soldaten, die an diesem Tag fielen oder tödliche Verwundungen erlitten – dem blutigsten Tag der britischen Militärgeschichte, davor und danach.

Auf einer Steintafel neben den Gräbern stehen die Worte, die Überlebende des Regiments in ein Holzschild schnitzten, als sie ihre Toten begrabten:

*Die Devonshires hielten diesen Graben
Die Devonshires halten ihn noch immer*

Die Kommentare im Gästebuch des Friedhofs stammen fast alle aus England: Bournemouth, London, Hampshire, Devon. »Haben Dreien aus unserer Stadt die letzte Ehre erwiesen.« »Lasst euch nicht stören in eurem Schlaf.« »Auf dass wir nie vergessen.« »Danke, Jungs.« »Danke, Großonkel, ruhe in Frieden.« Warum bekomme ich einen Kloß im Hals, wenn ich Wörter wie *Schlaf*, *Ruhe*, *Opfer* lese, obwohl mich doch die Überzeugung hierher geführt hat, dieser Krieg sei überflüssig und töricht, ja wahnwitzig gewesen? Ein einziger Besucher schlägt einen anderen Ton an: »Nie wieder.« Auf einigen Seiten wurde die Tinte, mit denen die Namen und Bemerkungen der Besucher geschrieben sind, von Regentropfen verwischt – oder waren es Tränen?

Allein im Bereich der Somme-Schlacht, einem sichelförmigen Gebiet von gut 30 Kilometer Durchmesser, liegen die Gefallenen des Britischen Weltreichs auf 400 Friedhöfen. Doch der Krieg hat das Land nicht nur mit seinen Gräbern gezeichnet. An manchen Stellen hat man ein Stück Land, das von Tausenden Granattrichtern aufgerissen ist, sich selbst überlassen; jahrzehntelange Erosion hat die Narben zwar rund geschliffen, doch was einst ein flaches Feld war, gleicht heute einer Landschaft aus kleinen, grasüberwucherten Sanddünen. Auf den Feldern und Äckern, die wieder geglättet wurden, wie rund um den Friedhof der Devonshires, sind unter den Sitzen einiger Traktoren Panzerplatten angebracht, weil Erntemaschinen nicht zwischen Kartoffeln, Zuckerrüben und scharfen Granaten unterscheiden können. Mehr als 700 Millionen Artillerie- und Mörsergranaten wurden zwischen 1914 und 1918 an der Westfront abgefeuert, von denen geschätzte 15 Prozent nicht explodierten. Jahr für Jahr töteten diese Blindgänger Men-

schen – so 36 allein im Jahr 1991, als Frankreich das Gleisbett für eine neue Hochgeschwindigkeitsstrecke aushob. Die ganze Region ist übersät von ungeräumten Wald- und Buschflächen, umgeben von gelben Warnschildern, die Wanderern in französischer und englischer Sprache den Zutritt verbieten. Der französische Staat setzt Mannschaften von *démineurs* ein, mobile Entschärfungsteams, die anrücken, wenn Landwirte Granaten entdecken; 900 Tonnen nicht explodierte Munitionskörper werden jedes Jahr gesammelt und vernichtet. Mindestens 630 französische *démineurs* sind seit 1946 bei Ausübung ihrer Tätigkeit ums Leben gekommen. Wie diese Granaten ragt auch der Erste Weltkrieg noch in unser Leben hinein, und das dicht unter der Oberfläche, denn wir leben heute in einer Welt, die in hohem Maße von diesem Krieg und der durch ihn geschaffenen industrialisierten und totalen Kriegsführung geprägt ist.

Obwohl ich lange nach Kriegsende geboren wurde, schien der Krieg in unserer Familie stets gegenwärtig zu sein. Meine Mutter erzählte mir, wie schrankenlos die Begeisterung der Massen bei den Militärparaden war, als die Vereinigten Staaten sich – endlich – den Alliierten anschlossen. Ein Vetter ersten Grades, den sie sehr liebte, marschierte unter dem Jubel der Menge ins Feld, wo er in den letzten Kriegswochen fiel; nie verwand sie den Schock und die Ernüchterung. Kein Familienmitglied fand es absurd, dass zwei Verwandte meines Vaters im Ersten Weltkrieg auf gegnerischen Seiten gekämpft hatten, der eine in der französischen Armee, der andere in der deutschen. Wenn das Vaterland rief, marschierte man.

Die Schwester meines Vaters heiratete einen Mann, der in diesem Krieg auf russischer Seite gekämpft hatte,¹ und wir verdankten die Tatsache, dass er ein Teil unseres Lebens war, kriegsbedingten Ereignissen: der russischen Oktoberrevolution und dem erbitterten Bürgerkrieg, der folgte – an dessen Ende er, weil er sich auf der Verliererseite befand, nach Amerika floh. Im Sommer teilten wir uns ein Ferienhaus mit der Tante und dem Onkel, der regelmäßig von seinen Freunden besucht wurde, viele ebenfalls Teilnehmer des Kriegs 1914/18. Noch weiß ich genau, wie ich als kleiner Junge neben einem von ihnen stand – wir hatten alle Badezeug an und wollten gerade ins Wasser; ich schaute hinunter und erblickte den Fuß dieses Mannes: Irgendwo an der Ostfront waren ihm von einer deutschen Maschinengewehrkugel alle Zehen abrasiert worden.

Der Krieg lebte auch fort in den bebilderten Abenteuergeschichten, die mir meine britischen Vettern zu Weihnachten schickten. Tapfer trotzte Jung Tim oder Tom oder Trevor, obwohl fast noch halbwüchsig und vom Obersten als nicht alt genug für den Kampf erklärt, den umherfliegenden Granatsplittern, um eben jenen Obersten, nunmehr verwundet, in Sicherheit zu bringen, nachdem das Regiment unter dem Klang der Dudelsäcke *over the top* gegangen, das heißt, aus den Schützengräben geklettert und ins Niemandsland vorgestoßen war. In späteren Episoden fand er immer eine Möglichkeit – als Spion, Flieger oder auch nur kraft seiner Kühnheit –, sich dem Stillstand des Grabenkriegs zu entziehen.

Als ich älter wurde und erste Geschichtskenntnisse erwarb, begriff ich, dass eben dieser Stillstand seine eigene Faszination hatte. Mehr als drei Jahre lang waren die Armeen an der Westfront praktisch zur Bewegungsunfähigkeit verurteilt, bis zu 12 Meter tief verschanzt in Schützengräben und Unterständen, aus denen sie in regelmäßigen Intervallen zu schrecklichen Kämpfen auftauchten, um bestenfalls einige wenige Kilometer schlammiges, von Granattrichtern übersätes Gelände zu gewinnen. Die Zerstörungsgewalt dieser Schlachten übersteigt noch heute unser Vorstellungsvermögen. Neben den Gefallenen gab es am ersten Tag der Somme-Offensive 36 000 verwundete britische Soldaten. Das Ausmaß dieses Blutbads übertraf alles, was Europa bis dahin erlebt hatte: So fielen im Verlauf der nächsten viereinhalb Jahre mehr als 35 Prozent aller deutschen Männer, die bei Ausbruch des Kriegs zwischen 19 und 22 Jahre alt waren, und viele weitere wurden schwer verwundet.² Frankreich zahlte anteilig einen noch höheren Preis: Die Hälfte aller männlichen Franzosen, die bei Kriegsausbruch zwischen 20 und 32 waren, erlebte das Kriegsende nicht. »Der Große Krieg von 1914 bis 1918 hat sich wie ein breiter Streifen verbrannter Erde zwischen uns und die Zeit davor geschoben«, schreibt die Historikerin Barbara Tuchman.³ Britische Steinmetze waren in Belgien noch damit beschäftigt, die Namen der im Krieg vermissten Soldaten in Ehrenmale zu meißeln, als die Deutschen, kaum 25 Jahre später, im Zuge des nächsten Kriegs in das Land einmarschierten. Städte und Dörfer auf dem Weg der Armeen lagen zerklüftet in Trümmern, Wälder und Bauernhöfe waren in verkohlte Gerippe verwandelt. »Das ist kein Krieg«, schrieb ein Soldat der britisch-indischen Truppen aus Europa nach Hause, »das ist der Untergang der Welt.«⁴

In den heutigen Konflikten sind wir daran gewöhnt, dass die Armen einen überproportionalen Anteil des Sterbens übernehmen – ganz gleich, ob es sich bei den Gefallenen um Kindersoldaten in Afrika oder wie im Irak oder in Afghanistan um Kleinstadtamerikaner aus der Arbeiterklasse handelt. Zwischen 1914 und 1918 dagegen erwies sich der Krieg in allen beteiligten Staaten als ungeheuer tödlich für ihre herrschenden Klassen. Auf beiden Seiten wurden Offiziere – nicht selten aus den höchsten Schichten – weit häufiger getötet als die Männer, die sie über die Brustwehren der Schützengräben ins MG-Feuer führten. So fielen rund 12 Prozent aller an dem Krieg beteiligten britischen Soldaten, während es bei Peers oder den Söhnen von Peers 19 Prozent waren. Von den Männern, die 1913 ihr Studium in Oxford abschlossen, fielen 31 Prozent. Der deutsche Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg verlor seinen ältesten Sohn; ebenso erging es dem britischen Premierminister Herbert Asquith. Bei Andrew Bonar Law, einem künftigen britischen Premier, waren es zwei Söhne, desgleichen beim Viscount Rothermere, Zeitungsmagnat und während des Kriegs Luftfahrtminister. General Erich Ludendorff, in diesem Krieg der wichtigste Kommandeur auf deutscher Seite, verlor zwei Stiefsöhne – den verwesenden Leichnam des einen, der aus einem Kriegsgrab exhumiert worden war, musste er persönlich identifizieren. Herbert Lawrence, britischer Generalstabschef an der Westfront, verlor zwei Söhne; Noël de Castelnaud, auf demselben Posten in der französischen Armee, verlor drei. Der Enkel eines der reichsten Männer Englands, des Duke of Westminster, erhielt einen tödlichen Kopfschuss, drei Tage nachdem er an seine Mutter geschrieben hatte: »Schick mir Socken und Schokolade, die beiden absolut lebensnotwendigen Dinge hier.«⁵

Dass uns gerade dieser Krieg so fasziniert, liegt zum Teil an der Art, wie er diese selbstsichere, strahlende Welt zerschmetterte – das Europa der Husaren und Dragoner mit ihren federgeschmückten Helmen und der huldvoll winkenden Kaiser in ihren offenen Kutschen. Bei dem Dichter und Kriegsteilnehmer Edmund Blunden heißt es in der Beschreibung des ersten, tödlichen Tags der Schlacht an der Somme: Keine Seite »hatte den Krieg gewonnen noch konnte ihn gewinnen. Der Krieg hat gewonnen.«⁶ Unter dem Druck des nicht enden wollenden Blutvergießens zerfielen zwei Reiche, die Donaumonarchie und das Osmanische Reich, verlor der deutsche Kai-

ser seinen Thron und der russische Zar einschließlich seiner fotogenen Familie – der Sohn im Matrosenanzug, die Töchter in weißen Kleidchen – das Leben. Sogar die Sieger waren Verlierer: Großbritannien und Frankreich hatten zusammen mehr als 2 Millionen Tote zu beklagen und waren am Ende des Kriegs hochverschuldet; Proteste heimkehrender Kolonialsoldaten lösten den langen Zusammenbruch des Britischen Weltreichs aus, und ein großer Teil Nordfrankreichs wurde in Schutt und Asche gelegt. Der viereinhalb Jahre währende Sturm der Zerstörung verdüsterte unsere Welt-sicht auf immer. »Menschheit? Kann irgendjemand an die Vernunft der Menschheit glauben nach dem letzten Krieg«, fragte der russische Dichter Alexander Blok ein paar Jahre später, »angesichts neuer, unvermeidlicher und noch schrecklicherer Kriege, die uns bevorstehen?«⁷

Und die standen bevor. »Es kann nicht sein, dass zwei Millionen Deutsche umsonst gefallen sind«, schäumte Hitler keine vier Jahre nach Ende des Kriegs, »... Nein, wir verzeihen nicht, sondern fordern – Vergeltung!«⁸ Deutschlands Niederlage und die Rachsucht der siegreichen Alliierten bei den anschließenden Friedensregelungen stellten unwiderruflich die Weichen für den Nationalsozialismus und einen noch verheerenderen Krieg 20 Jahre später – sogar den Holocaust. Natürlich löste der Erste Weltkrieg auch die russische Revolution aus und brachte ein Regime an die Macht, das mit seinen Erschießungskommandos und dem Gulag, einem Netz arktischer und sibirischer Straflager, die Menschen in Friedenszeiten mit Tod und Terror in einem kaum je dagewesenen Ausmaß heimsuchte.

Wie der Freund meines Onkels mit dem Fuß ohne Zehen lebten viele Kriegsversehrte noch viele Jahre. In den sechziger Jahren besuchte ich einmal in Nordfrankreich eine staatliche psychiatrische Anstalt – einen festungsartigen Natursteinbau –, wo einige ältere Männer mit leeren Gesichtern wie Statuen auf Bänken im Hof saßen – Opfer des »Schützengrabenschocks«, der Kriegsneurose. Jahrzehntelang füllten Kriegsveteranen solche Einrichtungen, weil sie an Leib und Seele verkrüppelt waren. Die Schatten des Kriegs erreichten auch Menschen, die erst nach seinem Ende geboren wurden – die Kinder der Überlebenden. Ich habe einmal den 1926 in London geborenen britischen Schriftsteller John Berger interviewt, der mir berichtete, er habe manchmal das Gefühl, »als wäre ich 1917 bei Ypern an der Westfront geboren worden. Die erste echte Erinnerung an meinen Vater ist,

dass er mitten in der Nacht schreiend aufwacht, weil er einen seiner ständig wiederkehrenden Kriegs-Alpträume hat.«

Warum fesselt uns dieser längst vergangene Krieg noch immer? Ein Grund ist sicherlich der starke Kontrast zwischen dem, wofür die Menschen zu kämpfen glaubten, und der zertrümmerten, verbitterten Welt, die sie tatsächlich schufen. Auf beiden Seiten meinten die Teilnehmer, sie hätten gute Gründe, in den Krieg zu ziehen, und auf alliierter Seite *waren* die Gründe auch gut. Schließlich war Deutschland ohne jede Rechtfertigung in Frankreich einmarschiert und auch in Belgien eingefallen – trotz eines Vertrags, der Belgiens Neutralität garantierte. Die Menschen in anderen Ländern, wie etwa Großbritannien, hielten es verständlicherweise für eine ehrenwerte Sache, den Opfern dieser Invasion zu Hilfe zu kommen. Hatten im Übrigen Frankreich und Belgien nicht das Recht, sich zu verteidigen? Selbst wer heute den amerikanischen Kriegen in Vietnam oder im Irak ablehnend gegenübersteht, beeilt sich häufig hinzuzufügen, dass er sein Land im Falle eines Angriffs verteidigen würde. Trotzdem fragt sich, ob die Regierenden einer der europäischen Großmächte, hätten sie in die Zukunft schauen und die Folgen des Konflikts in ihrer ganzen Tragweite überblicken können, ihre Soldaten 1914 so bereitwillig in die Schlacht geschickt hätten?

Was Kaiser, Könige und Ministerpräsidenten offenbar nicht ahnten, war vielen unauffälligen Bürgern klar. Von Anfang an erkannten Zehntausende Menschen den Krieg als das, was er war: eine Katastrophe. Sie glaubten nicht, dass er den unvermeidlichen Blutzoll lohne; mit tragischer Klarheit sahen sie voraus, dass dieser Alptraum Europa verschlingen werde, und sie erhoben ihre Stimme. Mehr noch, sie taten es zu einer Zeit, als dazu großer Mut erforderlich war, denn glühender Nationalismus und eine häufig in Gewalt umschlagende Verachtung beherrschten die Gemüter. Ein Handvoll deutscher Parlamentarier sprach sich tapfer gegen die Kriegsanleihen aus, und später kamen Radikale wie Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht ins Gefängnis – genauso wie der amerikanische Sozialistenführer Eugene V. Debs. Doch vor allem in Großbritannien – mehr als in anderen Ländern – gab es eine große Zahl von unerschrockenen Kriegsgegnern, die ihre Überzeugungen kundtaten, nach ihnen handelten und einen hohen Preis dafür zahlten. Bei Kriegsende hatten mehr als 20 000 britische Männer im wehrfähigen Alter den Kriegsdienst verweigert.⁹ Viele lehnten auch einen zivilen

Ersatzdienst ab. Mehr als 6000 wurden zu Haftstrafen unter härtesten Bedingungen verurteilt: Schwerstarbeit, karge Kost und ein strenges »Schweigebot«, das ihnen sogar Gespräche unter Mitgefangenen untersagte.

Bevor offenkundig wurde, wie viele Briten sich weigerten, in den Krieg zu ziehen, wurden 50 frühe Verweigerer zwangsweise eingezogen und in Handschellen über den Ärmelkanal nach Frankreich geschafft. Wenige Wochen vor dem berüchtigten Tag an der Somme kam es in einem Lager der britischen Armee knapp 100 Kilometer von dort entfernt, in Hörweite des Kanonendonners der Front, zu einem wenig bekannten Zwischenfall. Man teilte diesen Kriegsgegnern mit, sie würden, wenn sie bei ihrer Befehlsverweigerung blieben, zum Tode verurteilt. In einem Akt großen kollektiven Mutes, der es verdient hätte, im Gedächtnis der Nachwelt fortzuleben, wurde keiner der Männer in seinem Entschluss wankend. Erst in letzter Minute wurde ihr Leben durch verzweifelte Appelle in London gerettet. Obwohl diese Verweigerer und ihre Kameraden nicht die geringste Chance hatten, dem Krieg Einhalt zu gebieten, und obwohl sie in den vielbändigen Standardwerken über den Konflikt keine Erwähnung fanden, bleibt die Unerschütterlichkeit, mit der sie ihrer Überzeugung treu blieben, eine der Ruhmestaten in dunkler Zeit.

Nicht nur Kriegsdienstverweigerer wurden wegen ihres Protestes gegen den Krieg zu Haftstrafen verurteilt, sondern auch ältere Männer – und einige Frauen. Könnten wir eine Zeitreise in britische Gefängnisse zwischen Ende 1917 und Anfang 1918 unternehmen, würden wir dort einigen außergewöhnlichen Menschen begegnen: unter anderem dem bekanntesten investigativen Journalisten des Landes, einem künftigen Nobelpreisträger, mehr als einem halben Dutzend künftigen Parlamentsmitgliedern, einem künftigen Minister und einem ehemaligen Zeitungsredakteur, der für seine Mithäftlinge ein heimliches Tagebuch auf Toilettenpapier führte. Wohl kaum jemals dürfte man eine erlesenere Schar von Menschen in den Gefängnissen eines westlichen Landes angetroffen haben.

Teilweise ist dieses Buch die Geschichte dieser Verweigerer, der Kultur, die solche Menschen hervorbrachte, und des Beispiels, dass sie gegeben haben – wenn nicht ihrer eigenen Epoche, dann vielleicht künftigen Zeiten. Ich wollte, es wäre eine siegreiche Geschichte, aber das ist sie nicht. Im Gegensatz etwa zur Hexenverbrennung, Sklaverei oder Apartheid, die einst

als selbstverständlich hingenommen wurden und heute – zumindest offiziell – verboten sind, gehört der Krieg noch zu unserem Leben. Uniformen, Paraden und Militärmusik entfalten noch immer ihren verführerischen Glanz, zu dem sich noch der Reiz der Hightech-Waffen gesellt hat; überall in der Welt träumen Jungen und Männer noch immer genauso von militärischem Ruhm, wie sie es vor 100 Jahren taten. Insofern handelt dieses Buch auch – und vielleicht noch mehr – von denen, die an diesem Krieg teilnahmen, für die sich die magnetische Anziehungskraft des Kampfes oder zumindest die Überzeugung, er sei patriotisch und notwendig, als ungleich stärker erwies als der menschliche Widerwille gegen das Massensterben oder als der Gedanke, dieser Krieg werde, ob gewonnen oder verloren, die Welt zu ihrem Nachteil verändern.

Wo heutige Beobachter möglicherweise nichts als sinnloses Blutvergießen sehen, erkannten die meisten Schlachtenlenker nur Edelmut und Heldentum. »Sturmreihe um Sturmreihe rückten sie vor«, berichtete ein britischer General von seinen Männern an jenem schicksalhaften 1. Juli 1916 an der Somme, wobei er für sich selbst die dritte Person verwendete, wie es der gestelzte Sprachgebrauch offizieller Berichte verlangte, »wie zur Parade gekleidet, und alle Männer hielten dem außerordentlich schweren Sperrfeuer stand und trotzten den Maschinengewehren und Gewehren, von denen sie schließlich ausgelöscht wurden ... Er sah die in so bewundernswerter Ordnung vorrückenden Reihen unter dem Feuer dahinschwinden. Doch kein Mann wankte, verließ seinen Platz oder versuchte zurückzuweichen. Noch nie hatte er so ein prachtvolles Schauspiel von Tapferkeit, Disziplin und Entschlossenheit gesehen oder sich auch nur vorstellen können. Die Berichte, die er von den ganz wenigen Überlebenden dieses fabelhaften Angriffs erhielt, bestätigten, was er mit eigenen Augen gesehen hatte, dass nämlich kaum einer unserer Männer bis zur deutschen Linie vordrang.«¹⁰

Gewöhnlich wird ein Krieg als ein Duell zweier Seiten beschrieben. Ich habe stattdessen versucht, ihn durch die Kämpfe innerhalb eines Staates, innerhalb Großbritanniens, zu begreifen, die Kämpfe zwischen denen, die der festen Überzeugung waren, der Krieg sei es wert geführt zu werden, und denen, die von dem leidenschaftlichen Glauben beseelt waren, er dürfe auf keinen Fall ausbrechen. In gewissem Sinne ist dies eine Geschichte über

Loyalitäten. Wem schuldet ein Mensch die größte Loyalität? Seinem Land? Der militärischen Pflicht? Oder dem Ideal internationaler Brüderlichkeit? Und was ist mit der Loyalität innerhalb der Familie, wenn, wie in etlichen hier behandelten Familien geschehen, einige Mitglieder an den Kämpfen teilnehmen, während sich ein Bruder oder eine Schwester, ein Sohn oder eine Tochter für den Protest entscheidet, der in der Öffentlichkeit als feige oder verbrecherisch gilt?

Im Grunde ist es eine Geschichte über unvereinbare Träume. Einige Menschen, von denen ich hier berichte, träumten im Jahr 1914 davon, dieser Krieg werde die nationalen Gefühle und den Zusammenhalt des Empire erneuern, von kurzer Dauer sein und von England mit jenen bewährten Mitteln gewonnen werden, die ihm anscheinend immer zum Sieg verholfen hatten: mit Schneid, Mut und der Kavallerieattacke. Die Kriegsgegner hatten ganz andere Träume: Die Arbeiter Europas würden niemals gegeneinander kämpfen, oder sie würden, sobald der Krieg begonnen habe, seinen Wahnsinn erkennen und sich weigern, ihn fortzusetzen, oder die russische Revolution werde schließlich in ihrer kompromisslosen Ablehnung von Krieg und Ausbeutung zum strahlenden Vorbild aufsteigen, dem sich andere Nationen bald anschließen würden.

Während ich mich mit der Frage auseinandersetzte, warum diese beiden ganz verschiedenen Gruppen in der Ausnahmesituation der Kriegszeit so und nicht anders handelten, wurde mir klar, dass ich ihr Leben in den Jahren vor dem Krieg betrachten musste – als sie sich häufig vor frühere Loyalitätsentscheidungen gestellt sahen. Daher beginnt dieses Buch über den ersten großen Krieg der Moderne nicht im August 1914, sondern etliche Jahrzehnte früher, in einem England, das überhaupt keine Ähnlichkeit hatte mit dem friedlichen, bukolischen Land der edwardianischen Villen und entzückenden Weekendpartys, die uns aus zahllosen Filmen und Fernseh-dramen vertraut sind. Einen Teil dieser Zeit widmete es einem anderen Krieg – der eine eigene machtvolle Oppositionsbewegung hervorrief. Zu Hause war es in einen langen, erbitterten Kampf um Mitspracherechte verstrickt, einen Konflikt, in dessen Verlauf es zu gewaltigen Demonstrationen, etlichen Toten und Massenverhaftungen kam und in dem mehr Eigentum vorsätzlich zerstört wurde als über weite Strecken des Jahrhunderts zuvor.

Dies ist keineswegs eine umfassende Geschichte der Epoche unmittelbar

vor dem Ersten Weltkrieg oder des Krieges selbst, denn ich habe viele bekannte Schlachten, Episoden und wichtige Persönlichkeiten weggelassen. Auch handelt es nicht von Personen, die gewöhnlich als Gruppen betrachtet werden wie die *War Poets* oder die *Bloomsbury Group*; meist habe ich so bekannte Persönlichkeiten übergangen. Einige, deren Schicksal ich hier schildere, zerstritten sich, obwohl einst eng befreundet, so erbittert über den Krieg, dass sie nicht mehr miteinander sprachen. Würden sie noch leben, wären sie entsetzt, sich Seite an Seite im selben Buch anzutreffen. Doch jeder von ihnen war mit einem oder mehreren der anderen durch Bande der Familie, Freundschaft oder Feindschaft verknüpft, durch gemeinsame Überzeugungen und, in einigen Fällen, durch verbotene Liebe. Und sie alle waren Bürger eines Lands, das in eine Katastrophe taumelte, in der am Ende das Trauma des Krieges alles andere überlagerte.

Die Männer und Frauen, von denen hier die Rede sein wird, stehen exemplarisch für die verschiedenen Entscheidungen, die von den Menschen getroffen wurden, als die Welt in Flammen stand. Unter ihnen sind Generäle, Arbeiterführer, Feministinnen, *Agents provocateurs*, ein zum Propagandisten gewandelter Schriftsteller, ein zum Revolutionär gewandelter Zirkusdompteur, ein Minister, ein radikaler Journalist der Arbeiterklasse, drei Soldaten, die im Morgengrauen vor ein Erschießungskommando geführt wurden, und ein junger Idealist aus den englischen Midlands, der, lange nachdem sein Kampf gegen den Krieg vorüber war, von der sowjetischen Geheimpolizei ermordet wurde. Wenn dieses Buch die Schicksale einer Gruppe von miteinander in Beziehung stehenden Menschen in unruhigen Zeiten verfolgt, mag der Eindruck entstehen, es gehöre eher in den Bereich der Belletristik als der traditionellen Geschichtsschreibung. (Tatsächlich diente die Lebensgeschichte einer Frau als Vorlage für einen der besten jüngeren Romane über den Krieg.) Doch das alles ist tatsächlich so und nicht anders geschehen. Denn die Geschichte bietet uns, von Nahem betrachtet, stets Menschen, Ereignisse und moralische Versuchsfelder, wie sie sonst nur von den bedeutendsten Schriftstellern erdacht werden können.

TEIL I

DRAMATIS PERSONAE

1. KAPITEL

Bruder und Schwester

Einigen solchen Aufmarsch hatte die Stadt noch nie erlebt. 50 000 glanzvoll uniformierte Soldaten kamen in zwei großen Kolonnen an der St.-Paul's Cathedral zusammen. Eine wurde von dem lebenswürdigen Feldmarschall Lord Roberts of Kandahar geführt, dem beliebtesten Kriegshelden des Landes, der, knapp eins sechzig groß, auf einem weißen Vollblut saß, ähnlich denen, die er mehr als 40 Jahre lang geritten hatte, während er ein buntes Völkergemisch von Afghanen, Indern und Burmesen niedermachte, die die Frechheit besessen hatten, sich gegen die britische Herrschaft aufzulehnen. An der Spitze der anderen Kolonne befand sich Captain Oswald Ames von den Life Guards, mit zwei Metern drei der größte Mann des Heeres. Der traditionelle Brustharnisch seines Regiments glitzerte im Sonnenlicht, als könne er feindliche Lanzen allein durch seinen blendenden Glanz ablenken. Der Silberhelm mit langem Rosshaarbusch ließ Ames noch größer erscheinen.

An diesem 22. Juni 1897 hatte London allein für den Straßenschmuck 250 000 Pfund ausgegeben – nach heutiger Kaufkraft mehr als 30 Millionen Dollar. Über den marschierenden Truppen flatterten Union Jacks von allen Gebäuden, die Balkone waren mit Fähnchen und Girlanden geschmückt und an den Laternenpfählen hingen Blumenkörbe. Aus dem gesamten Britischen Weltreich kamen Infanteristen und die Elitetruppen der Kavallerie: New South Wales Lancers aus Australien, Trinidad Light Horse, Cape Mounted Rifles aus Südafrika, kanadische Husaren, Zaptich-Reiter mit quastenversehenem Fes aus Zypern und bärtige Lanzierer aus dem Pandschab. Dächer, Balkone und eigens zu diesem Anlass errichtete Tribünen waren schwarz von Menschen. Ein Triumphbogen in der Nähe der Pad-

dington Station trug die Inschrift »Unsere Herzen – ihr Thron«. Auf der Bank von England stand zu lesen: »Sie errang ihres Volkes ewiges Wohl.« Würdenträger füllten die Kutschen, die über die Paradestrecke rollten – der Apostolische Nuntius teilte sich ein Gefährt mit dem Botschafter des Kaisers von China – aber die tosenden Hochrufe blieben der offenen königlichen Kutsche vorbehalten, die von acht falbfarbenen Pferden gezogen wurde. Königin Viktoria, unter einem Sonnenschirm aus schwarzer Spitze in die Menge nickend, feierte den 60. Jahrestag ihrer Thronbesteigung. Ihr schwarzes Moirékleid war mit silbernen Rosen, Disteln und Kleeblättern bestickt – den Symbolen der vereinigten Länder zur Glanzzeit des Britischen Weltreichs: England, Schottland und Irland.

Patriotisch suchte sich die Sonne eine Lücke am wolkenverhangenen Himmel, kurz nachdem die Kutsche der Königin Buckingham Palace verlassen hatte. Die korpulente Monarchin, deren rundes, nüchternes Gesicht offenbar von keinem Maler oder Fotografen je bei einem Lächeln ertappt wurde, herrschte über das größte Reich, das die Welt je gesehen hatte. Ein Textilfabrikant warb mit einem »Spitzenhemd für das diamantene Thronjubiläum«, Dichter schrieben Jubiläumsoden und Sir Arthur Sullivan vom Künstlerduo Gilbert und Sullivan komponierte eine Jubiläumshymne. »Seit wie vielen Millionen Jahren steht die Sonne am Himmel?«, fragte die *Daily Mail*. »Doch bis zum gestrigen Tag hat sie noch nie auf die Verkörperung von so viel Energie und Macht herabgeblickt.«¹

Viktorias Weltregiment war nicht gerade für Bescheidenheit bekannt. »Ich behaupte, dass wir die erste Rasse der Welt sind«, erklärte der spätere Bergbau-Magnat Cecil Rhodes, als er noch Studienanfänger in Oxford war, »und dass es für die Menschheit umso besser ist, je größer der Teil der Welt, den wir bewohnen.«² Mit beiden Auffassungen stand er schwerlich allein da. Später fuhr er fort: »Ich würde die Planeten annectieren, wenn ich könnte.« Noch wehte zwar über keinem anderen Planeten der Union Jack, aber das britische Staatsgebiet umfasste fast ein Viertel der Erde. Gewiss, ein Teil dieses Territoriums war unfruchtbare Tundra, die zu Kanada gehörte, einem praktisch unabhängigen Land. Doch die meisten Kanadier – ausgenommen die meisten französischsprachigen und indianischen Bewohner des Landes – betrachteten sich an diesem glanzvollen Tag voller Stolz als Untertanen ihrer Majestät, und Wilfrid Laurier, der frankophone

Premierminister Kanadas, war zur Feier des diamantenen Thronjubiläums nach England angereist, wofür er im Gegenzug die Ritterwürde erhielt. Wenn sich auch einige der optimistisch rosa gefärbten Gebiete auf der Weltkarte, wie etwa die Republik Transvaal in Südafrika, keineswegs für britisch hielten, so entließ ihr Präsident Paul Kruger doch zu Ehren der Jubilarin zwei Engländer aus dem Gefängnis. In Indien trug der Nizam von Haiderabad, der sich ebenfalls nicht als Untertan der britischen Krone betrachtete, dem Ereignis Rechnung, indem er jedem zehnten Strafgefangenen in seinen Gefängnissen die Freiheit schenkte. Kanonenboote im Hafen von Kapstadt feuerten Salutschüsse, in Rangun wurde ein Ball gegeben, in Australien teilte man Extrarationen Lebensmittel und Kleidung an die Aborigines aus und auf Sansibar lud der Sultan zu einem Jubiläumsbankett.

Bei diesem Anlass vergaben sogar die Ausländer den Briten ihre Sünden. In Paris verkündete *Le Figaro*, selbst die Größe des kaiserlichen Roms werde von Viktorias Empire »erreicht, wenn nicht sogar übertroffen«; auf der anderen Seite des Atlantiks beanspruchte die *New York Times* praktisch eine Mitgliedschaft im Empire: »Wir sind ein Teil, ein großer Teil von Greater Britain, das so offenkundig dazu bestimmt ist, diesen Planeten zu beherrschen.«³ Zu Ehren der Queen wurde im kalifornischen Santa Monica ein Sportfest veranstaltet, während ein Truppenkontingent der Vermont National Guard die Grenze zu Kanada überquerte, um an einer Jubiläumsparade in Montreal teilzunehmen.

Viktoria war von diesen Beweisen der Zuneigung und Loyalität so überwältigt, dass an diesem Tag mehr als einmal Tränenspuren auf ihrem sonst so ungerührten Gesicht zu bemerken waren. In den Überseekabeln war der gesamte Telegraphenverkehr eingestellt worden, bis die Königin, bevor sie den Buckingham Palace für die Parade verließ, auf einen mit dem Central Telegraph Office verbundenen Knopf drückte. Von dort aus ging – während die bunte Schar der Ulanen, Husaren, Kamelreiter, turbangeschmückten Sikhs, der Borneo Dyak Police und Royal Nigerian Constabulary durch die Stadt paradierte – ihre Grußbotschaft im Morsealphabet in jeden Teil des Weltreichs, von Barbados bis Ceylon, von Nairobi bis Hongkong: »Von Herzen danke ich meinem Volk. Möge Gott euch segnen.«⁴

Die Waffengattung, die während der Parade zum diamantenen Thronjubiläum die lautesten Hochrufe ausbrachte, war es auch, die, wie jeder wusste, den Sieg in Großbritanniens künftigen Kriegen garantierte: die Kavallerie. Auch in Friedenszeiten wusste die herrschende Klasse Großbritanniens, dass ihr angestammter Platz der Pferde Rücken war. Sie war, wie es ein radikaler Journalist damals formulierte, »eine kleine auserwählte Aristokratie«, die »gestieft und gespornt zum Reiten geboren wird« und alle anderen »für eine dumpfe Masse hält, die gesattelt und gezäumt zum Gerittenwerden geboren wird«.⁵ Die Wohlhabenden züchteten Rennpferde, die High Society strömte in Scharen zu Pferdeauktionen, und etliche Kabinettsmitglieder waren Stewards des Jockey Club. Als ein Pferd von Lord Rosebery, dem Premierminister, 1894 das prestigeträchtige, hochdotierte Epsom Derby gewann, schickte ihm ein Freund ein Telegramm: »Nun bleibt nur noch der Himmel.«⁶ Leidenschaftliche Aficionados der Fuchsjagd warfen sich bis zu fünf oder sechs Tage in der Woche in ihre roten Röcke und auf ihre Pferde, um über Felder und Steinmauern hinter kläffenden Meuten herzujagen. Vom Privatkaplan des Duke of Rutland hieß es, er trage Stiefel und Sporen unter seiner Soutane. Pferde und Jagden wurden sogar von Seeleuten bewundert. Wer es sich leisten konnte, ließ sich eine beliebte Tätowierung stechen, auf der Reiter und Hunde, über den ganzen Rücken des Mannes verteilt, hinter einem Fuchs herjagten, der auf die Spalte zwischen den Hinterbacken zulief. Immerhin stellte die Fuchsjagd die größtmögliche zivile Annäherung an die Ruhmestaten der Kavallerieattacke dar.

Für jeden Engländer aus gutem Haus, der sich für eine militärische Laufbahn entschied, war es selbstverständlich, die Kavallerie zu wählen. Allerdings stand sie nicht jedem offen, denn sie war die teuerste Gattung des Heeres. Bis 1871 mussten britische Offiziere ihre Patente kaufen wie die Mitgliedschaft in einem exklusiven Club. (»Grundgütiger Himmel«, soll ein frischgebackener Subalternoffizier gesagt haben, als er auf seinen Bankauszügen eine Einzahlung des Kriegsministeriums entdeckte. »Ich wusste gar nicht, dass wir *bezahlt* werden.«⁷) Nachdem der Erwerb von Offizierspatenten abgeschafft worden war, mochte ein gerade ernannter Infanterie- oder Artillerieleutnant, wenn er einem schlichten Regiment angehörte, von seinen Bezügen leben können, nicht aber ein Kavallerieoffizier. Denn da kam einiges hinzu: die erforderlichen Clubmitgliedschaften, ein persönlicher

Diener und ein Stallbursche, Uniformen, Sättel und vor allem der Erwerb und der Unterhalt der eigenen Pferde: ein oder zwei Dienstpferde für die Schlachten, zwei Jagdpferde für die Verfolgung der Füchse und natürlich zwei Poloponys. Ein Privateinkommen von mindestens 500 Pfund – etwa 65 000 Dollar nach heutiger Kaufkraft – war unabdingbar. Und so füllten sich die Reihen der Kavallerieoffiziere mit Männern von den großen Landsitzen.

Ende des 19. Jahrhunderts waren Schwert (Pallasch) und Lanze des Kavalleristen gar nicht so verschieden von den Waffen, die 1415 bei Azincourt geführt wurden; daher war die Kavalleriekriegsführung die vollkommene Verkörperung der Idee, dass in der Schlacht nicht die Waffe entscheide, sondern der Mut und die Geschicklichkeit des Kriegers. Obwohl die Kavallerie nur einen geringen Prozentsatz der britischen Streitkräfte stellte, sorgte ihr Prestige dafür, dass Kavallerieoffiziere einen überproportionalen Anteil an höheren Posten in der Armee bekleideten. So kam es, dass von 1914 bis 1918, ganze 500 Jahre nach Azincourt und in einem Kampf, der sich unvorstellbar gewandelt hatte, zwei Kavalleristen nacheinander als Oberbefehlshaber der britischen Streitkräfte an der Westfront eingesetzt wurden – und das im tödlichsten Krieg, den das Land je erlebte.

Die militärische Laufbahn des einen begann 1874, also 40 Jahre zuvor, als er es mit 21 Jahren, nachdem er seine Beziehungen hatte spielen lassen, zum Leutnant im 19th Regiment of Hussars gebracht hatte. John French wurde auf dem Familiensitz im ländlichen Kent geboren; sein Vater, dessen Familie ursprünglich aus Irland stammte, war Marineoffizier im Ruhestand. French mochte mit seiner geringen Körpergröße nicht unbedingt dem Idealbild des schneidigen Kavalleristen entsprechen, doch besaß er andere Eigenschaften – ein fröhliches Lächeln, schwarze Haare, einen dichten, schwarzen Schnurrbart und blaue Augen –, die auf Frauen unwiderstehlich wirkten. Seine Briefe zeugten von großer Herzenswärme; einem General a. D., der ein wenig Aufmunterung brauchte, schrieb French: »Sie genießen die aufrichtige Zuneigung eines jeden wahren Soldaten, der jemals unter Ihnen gedient hat, und jeder von ihnen würde morgen für Sie an jeden beliebigen Ort der Welt gehen. Meinen großartigen Kameraden und Freunden habe ich stets gesagt, am liebsten würde ich sterben, indem ich, unter Ihnen dienend, die tödliche Kugel empfangen.«⁸ Schwierigkeiten

bereitete es French indessen, sein Geld zusammenzuhalten – keine lässliche Schwäche angesichts der enormen finanziellen Verpflichtungen eines Kavallerieoffiziers. Er gab horrenden Summen für Pferde, Frauen und riskante Investitionen aus, machte Schulden und bat andere um Hilfe. Beim ersten Mal half ihm ein Schwager aus der Patsche; wenig später pumpte er mehrere Verwandte und Freunde an.

Offiziere der 19th Royal Hussars trugen schwarze Hosen mit doppeltem goldenen Seitenstreifen und lederverbrämte rote Mützen mit goldenem Abzeichen. Von April bis September exerzierten sie an den Wochentagen, um sonntags geschlossen zur Kirche zu marschieren, in Galauniform mit klirrenden Sporen und Säbelgehängen und schwarzen Lederstiefeln, die nach Pferdeschweiß rochen. Den Herbst und den Winter verbrachten French und seine Offizierskameraden größtenteils auf den heimischen Landsitzen und vergnügten sich mit einer endlosen Folge von Jagden, Hindernisrennen und Polospielen.

Wie viele Offiziere in dieser Zeit vergötterte French Napoleon als den größten General aller Zeiten, kaufte sich Napoleon-Devotionalien, wenn er flüssig war, und hatte eine Büste des Kaisers auf seinem Schreibtisch stehen. Er las militärgeschichtliche Bücher, Jagdgeschichten und die Romane von Charles Dickens, aus denen er lange Abschnitte auswendig lernte. Wenn später jemand einen Satz zitierte, den er irgendwo in Dickens' Werken gelesen hatte, konnte French den Absatz nicht selten aus dem Gedächtnis beenden.

Bald nach Frenchs Eintritt in das Regiment wurden die 19th Hussars in das ewig von Unruhen geplagte Irland entsandt. Die meisten Iren glaubten in einer ausgebeuteten Kolonie zu leben. Stets wiederkehrende Wellen von Nationalismus wurden durch die Spannung zwischen den verarmten katholischen Pachtbauern und den wohlhabenden protestantischen Großgrundbesitzern geschürt. Bei einem dieser Konflikte wurden Frenchs Truppen gerufen – natürlich von den Großgrundbesitzern. Ein erboster irischer Landarbeiter lief auf French zu und durchtrennte die Achillessehnen seines Pferdes mit einer Sichel.

Schon bald wurde der wohlgelittene French zum Hauptmann befördert. Eine unbedachte frühe Heirat fand ein rasches Ende und wurde später aus seiner offiziellen Biographie gestrichen, weil die viktorianische Gesellschaft

Scheidungen aufs schärfste missbilligte. Wir sind auf Vermutungen angewiesen. Mit 28 Jahren heiratete French erneut, diesmal in prachtvollem Rahmen. Eleanora Selby-Lowndes war die Tochter eines jagdbesessenen Landedelmanns, die ideale Gefährtin für einen allseits beliebten Kavallerieoffizier mit besten Aussichten. Er schien seine frischvermählte Ehefrau aufrichtig zu mögen, obwohl ihn das nicht davon abhalten sollte, sich von einer Affäre in die nächste zu stürzen.

Sportlichen Tugenden wurden in der Armee, in der French die Karriereleiter erklimmte, höchste militärische Bedeutung beigemessen. Ein Offizier dieser Zeit hinterließ seinem Regiment testamentarisch über 70 000 Pfund, unter anderem um den »Männersport« zu fördern.⁹ Einige Regimenter hielten eigene Meuten, damit die Offiziere sich für die Fuchsjagd nicht einen Tag freizunehmen brauchten. In einem Buch aus dieser Zeit – *Modern Warfare* von Frederick Guggisberg, einem späteren Brigadegeneral – wurde der Krieg mit Rugby verglichen: »Eine Armee versucht, in der Schlacht *zusammenzuarbeiten* ... ganz so wie eine Rugbymannschaft *zusammenspielt* ... Die Armee *kämpft* für das Wohl ihres Vaterlandes, wie die Mannschaft für die Ehre ihrer Schule *spielt*. Regimenter *stehen* einander bei, wie es die Spieler tun, wenn sie ... *den Ball* von einem zum anderen *passen*; todesmutige *Angriffe* und heldenhafte *Verteidigung* entsprechen glänzenden *Flügelläufen* und sauberem *Tackling*.«¹⁰ Von der Ähnlichkeit des Kriegs mit einer anderen Sportart, dem Cricket, handelte eines der berühmtesten Gedichte jener Tage, *Vitai Lampada* (»Die Fackel des Lebens«) von Sir Henry Newbolt:

*Atemlose Stille liegt heut Abend über dem Kampf –/
noch zehn zu machen, und das Spiel ist gewonnen –/
ein gewaltiger Wurf und ein blendendes Licht, /
noch eine Stunde zu spielen, und der letzte Mann drin/
und es geht nicht um bebänderte Jacken, /
nicht um die eitle Hoffnung auf den Ruhm einer Saison, /
sondern es ist die Hand des Captains, die seine Schulter packt – /
»Auf, Leute! Auf! Und spielt das Spiel!«*

*Der Wüstensand ist rot getränkt, – /
 rot von den Resten des zerschlagenen Karrees; – /
 Die Waffe klemmt, der Oberst tot /
 und die Männer blind von Staub und Rauch, /
 über seine Ufer steigt der Totenfluss /
 und England ist weit und Ehre ein Wort, /
 da schließt der Ruf eines Schülers die Reihen: /
 »Auf, Leute, auf! Und spielt das Spiel!«**

Das Gedicht überdauerte; als Leutnant George Brooke von den Irish Guards 1914 bei Soupir in Frankreich von einem deutschen Granatsplitter tödlich verwundet wurde, waren die letzten Worte an seine Männer: *Play the game*.¹¹

Für den jungen John French schien dieser blutgetränkte Wüstensand lange Zeit unerreichbar. Von dem sichelschwingenden irischen Landarbeiter abgesehen, überschritt er die Dreißig ohne die geringste Kampferfahrung. Bis er 1884 schließlich auf einen Außenposten abkommandiert wurde, der das wahre Leben versprach: einen Kolonialkrieg im Sudan. Endlich erlebte er das Kampfgeschehen, von dem er lange geträumt hatte, als die von ihm befehligten Truppen erfolgreich den Überraschungsangriff eines Feindes zurückschlugen, der, vorwiegend mit Schwertern und Speeren bewaffnet, aus einer Schlucht hervor stürmte. Das war das wahre Leben: Handgemenge, aufständische »Eingeborene«, die lehrbuchmäßig von einer disziplinierten Kavallerie und britischem Kampfgeist besiegt wurden. Er kehrte mit dem Lob seiner Vorgesetzten, Orden und einer – im jugendlichen Alter von 32 Jahren ungewöhnlichen – Beförderung zum Oberstleutnant nach England zurück. Nur wenige Jahre später, ein wenig o-beinig von einem Jahrzehnt auf Pferderücken, übernahm er das Kommando der

* There's a breathless hush in the Close to-night – / Ten to make and the match to win – /
 A bumping pitch and a blinding light, / An hour to play and the last man in. /
 And it's not for the sake of a ribboned coat, / Or the selfish hope of a season's fame, / But his
 Captain's hand on his shoulder smote – / »Play up! play up! and play the game!« // The sand of
 the desert is sodden red, – / Red with the wreck of a square that broke; – / The Gatling 's jammed
 and the Colonel dead, / And the regiment blind with dust and smoke. / The river of death has
 brimmed his banks, / And England's far, and Honour a name, / But the voice of a schoolboy
 rallies the ranks: / »Play up! play up! and play the game!« /

19th Hussars. Durch die Wände der Kommandeurswohnung konnten John und Eleanora French mit ihren Kindern das Brummen und Brüllen des Regimentsmaskottchens, eines Schwarzbären, hören.

Für die Laufbahn eines ehrgeizigen jungen Offiziers war es förderlich, auf mehreren Kontinenten gedient zu haben. Daher war French hochofregel, als die 19th Hussars 1891 nach Indien verlegt wurden. In dieser größten und reichsten britischen Kolonie verbrachten viele Offiziere die entscheidenden Jahre ihrer Laufbahn, vollkommen überzeugt, einen heiligen, dem Allgemeinwohl dienenden Auftrag auszuführen.

Aber dort war ihm keine militärische Aktion beschieden – nur die übliche Friedenszeit-Routine mit Polofeld, Offizierskasino und turbantragenden Dienern. Ansonsten beschäftigte er sich damit, seine Husaren bis zur Erschöpfung zu drillen, indem er sie über die ganze Breite der weitläufigen indischen *Maidans*, der Exerzierplätze, hetzte: *mit Vieren, im Schritt, im Trab, im Galopp, rechts schwenkt ...* und hinter ihnen stiegen die Staubwolken auf. Da Eleanora mit den Kindern in England geblieben war, verbrachte French seine Freizeit damit, die Frau eines anderen Offiziers zu umgarnen, mit der er schließlich an einen jener in den Hügeln gelegenen Orte entschwand, wo die Briten der Sommerhitze des Tieflands zu entfliehen suchten. Daraufhin verklagte der wütende Offizier seine Frau auf Ehebruch und nannte French als Mitbeklagten. Gerüchten zufolge habe dieser auch etwas mit der Tochter eines Eisenbahnbeamten und der Frau seines Kommandeurs gehabt.

Als French 1893 nach England zurückkehrte, führte die Kunde von diesen Eskapaden zu einem Karriereknick. Angesichts halber Bezüge, wie es bei Offizieren zwischen zwei Kommandos üblich war, sah sich die Familie gezwungen, zu einer toleranteren älteren Schwester zu ziehen. Weit demütigender war der Umstand, dass der Kavallerist auf ein Fahrrad als kostengünstigere Alternative zum Pferd umsteigen musste – ein Gefährt, das er nie richtig meisterte. Offizierskameraden beobachteten, wie er, unfähig aufzusitzen, neben dem Rad eine ganze Straße entlang hüpfte. Trotzdem bekam er seine Verschwendungssucht nicht in den Griff und musste das Familiensilber versetzen. In Ungnade gefallen, wartete er ungeduldig auf ein neues Kommando oder, besser noch, auf einen Krieg.

In John Frenchs England waren die Prachtstraßen, auf denen Viktorias

Jubiläumsparaden abgehalten wurden, in der Tat sehr eindrucksvoll, doch weite Teile Londons und anderer Städte waren nicht ganz so prächtig, denn kaum etwas von den Reichtümern, die das Land aus seinen Kolonien zog, erreichte die Armen. In einem überfüllten Reihenhaushaus nahe einer Kohlengrube teilte sich nicht selten eine Familie ein einziges Zimmer und die Anwohner einer ganzen ungepflasterten Straße eine einzige Schwengelpumpe; in den riesigen Londoner East-End-Slums wurde ein Bett in einem Boardinghouse unter Umständen von drei mittellosen Arbeitern benutzt, die sich beim Schlafen in Acht-Stunden-Schichten abwechselten. Unterernährung rief bei Kindern Wachstumsstörungen hervor und ließ ihre Zähne faulen. Fisch oder Fleisch bekamen sie allenfalls einmal in der Woche. Die Ärmsten der Armen endeten im Arbeitshaus, wo sie zwar ein Dach über dem Kopf und Arbeit hatten, aber wie Gefangene gehalten wurden. Barfuß und in dünner, zerlumpter Baumwollkleidung froren sich die Arbeitshaus-Kinder durch den Winter, und oft hatten sie nur rohe Bänke ohne Rückenlehnen als Sitzgelegenheit. In den schlimmsten Elendsvierteln, wo rund 20 von 100 Kindern das erste Lebensjahr nicht überlebten, war die Säuglingssterblichkeit fast dreimal so hoch wie bei den Kindern der Begüterten. Während der Kampf gegen die Feinde des Empire in den entlegensten Winkeln der Welt Männer wie John French prägte, empfingen andere Briten dieser Generation – in einigen Fällen sogar aus Frenchs Gesellschaftsschicht – ihre entscheidenden Eindrücke im Kampf gegen die Ungerechtigkeit im eigenen Land und gegen die imperialen Kriege in der Fremde.

Zu ihnen gehörte eine Frau, die der Nachwelt unter ihrem Ehenamen Charlotte Despard im Gedächtnis blieb. Ihre Eltern waren erzürnt, als sie bemerkten, dass sie und ihre fünf Schwestern über den Zaun ihres gepflegten Gartens kletterten, um mit den Dorfkindern zu spielen, und unterbanden es sofort. Das weckte in ihr – jedenfalls nach ihrer Erinnerung – den Geist der Rebellion, und mit zehn Jahren lief sie von zu Hause weg. Auf einem nahegelegenen Bahnhof habe sie, so schrieb sie später, »eine Fahrkarte nach London gelöst, wo ich meinen Lebensunterhalt als Hausmädchen zu verdienen gedachte«. Obwohl man sie schon nach der ersten Nacht wieder aufgriff, war sie »nicht gezähmt«. ¹² Ihr Vater starb noch im selben Jahr, und ihre Mutter kam einige Jahre später aus uns unbekanntem Gründen in eine psychiatrische Anstalt. Charlotte, ihre Schwestern und ein jün-

gerer Bruder wuchsen unter der Obhut von Verwandten und einer Gouvernante auf, und Charlotte half bei der Betreuung ihrer jüngeren Geschwister. Obwohl elternlos, waren sie noch immer privilegierte Kinder im größten aller Weltreiche. Die Gouvernante brachte ihnen eine Hymne bei:

*Ich danke Gott und der Gnade, /
die über meine Geburt gewacht /
und mich während dieser glücklichen Tage /
zu einem glücklichen englischen Kinde gemacht.*

*Ich ward nicht geboren als kleiner Sklave, /
mich in der Sonne zu plagen schwer /
und zu wünschen, dass ich läge im Grabe /
und all meine Arbeit verrichtet schon wär.**

»Diese Hymne war der Wendepunkt«, wird Charlotte später behaupten. »Ich wollte wissen, warum Gott Sklaven gemacht hatte, und wurde postwendend ins Bett geschickt.«¹³

Als sie ein wenig älter war, besuchte sie eine Fabrik in Yorkshire und war entsetzt beim Anblick der schlecht bezahlten Frauen und Kinder, die Stapel alter Lappen auftrennten und Seile aus den Fäden flochten. Anfang Zwanzig sah sie die riesigen Slums des East End: »Wie tief mich das alles beschämte! Wie glühend verlangte mich danach, zu diesen darbenden Menschen zu sprechen, zu sagen: ›Warum ertragt ihr das? Erhebt euch ... Zerschmettert eure Unterdrücker. Seid wahrhaftig und stark!‹ Natürlich war ich viel zu schüchtern, um dergleichen zu sagen.«¹⁴

1870, mit 26 Jahren, heiratete Charlotte. Max Despard war ein wohlhabender Geschäftsmann, doch wie seine frisch angetraute Ehefrau befürwortete er die Home Rule für Irland, die Rechte und Berufschancen für Frauen und viele andere progressive Forderungen, wie sie damals laut wurden. Während der ganzen Zeit ihrer Ehe litt Max an einer Nierenerkrankung, an der er schließlich auch starb, und es gibt Hinweise darauf, dass die Ehe nie

* I thank the Goodness and the Grace / That on my birth hath smiled, / And made me in these happy days / A happy English child. // I was not born a little slave / To labour in the sun, / And wish that I were in the grave, / And all my labor done.

vollzogen wurde. 20 Jahre lang unternahm das Paar ausgedehnte Reisen, mehrfach suchten sie Indien auf, und noch Jahrzehnte danach schwärmte sie von der glücklichen Zeit, die sie verlebt hatten. Ganz gleich, wie enttäuschend die Ehe ohne Kinder und möglicherweise auch ohne Sexualität gewesen sein mag, Charlotte Despard kam in den Genuss eines für ihre Zeit und Gesellschaftsschicht seltenen Vorzugs: eines Ehemanns, der ihre Arbeit respektierte, und das hieß zunächst, ihre Tätigkeit als Romanautorin. Moderne Leser müssen nicht bedauern, dass Depards sieben dickleibige Romane (damals verdienten Verleger besser an mehrbändigen Werken) schon lange nicht mehr aufgelegt werden. Mit ihrer Fülle an edlen Heldinnen, geheimnisvollen Vorfahren, schauerlichen Schlössern, Versöhnungen am Sterbebett und glücklichen Fügungen sind sie die viktorianische Spielart des modernen Groschenromans.

Wenn es die Rolle des Landedelmanns war, sein Leben auf dem Pferderücken zu verbringen, bestand die einer Dame der viktorianischen Oberschicht darin, ein großes Haus zu führen, und so erwarben die Despards einen Landsitz. Courtlands lag mitten in sechs Hektar hügeliger Landschaft – Wälder, Felder, Bäche und französische Gärten mit Blick auf ein Tal in Surrey. Ein Dutzend Dienstboten stand allein im Inneren des Hauses zur Verfügung. Die Herzogin von Albany, die auf einem noch größeren Herrensitz in der Nachbarschaft wohnte, warb Charlotte für ihre Nine Elms Flower Mission an. Dabei brachten begüterte Frauen Körbe voller Blumen aus ihren (ebenfalls von Dienstboten gepflegten) Gärten nach Nine Elms, dem ärmsten Gebiet in dem überbevölkerten Londoner Bezirk Battersea. Das war das Äußerste, was eine Dame der Gesellschaft schicklicherweise gegen die Armut der unteren Stände unternehmen durfte.

Nach dem Tod ihres Ehemanns im Jahr 1890 stieß Charlotte Despard allerdings alle Welt vor den Kopf, als sie Battersea zu ihrem Lebensmittelpunkt machte. Mit dem Geld, das sie von Max und von ihren Eltern geerbt hatte, eröffnete sie in dem Elendsviertel zwei Gemeindezentren mit der etwas vollmundigen Bezeichnung Despard Clubs. Sie boten Jugendprogramme, eine medizinische Ambulanz, Ernährungskurse, Essensgeld für Wöchnerinnen und Babyausstattungen, die von Frauen nach der Geburt eines Kindes ausgeliehen werden konnten. Besonders schockierend für Despards Familie: Sie bezog das obere Stockwerk eines ihrer Clubs, obwohl

sie sich noch eine Zeit lang an den Wochenenden nach Courtlands zurückzog. Trotz ihrer Herkunft kam Charlotte Despard offenbar glänzend mit den Kindern von Battersea zurecht. »Sie empfindet sie nicht als schwierig«, berichtete ein Beobachter, der Sozialreformer Charles Booth. »Bereitwillig unterwerfen sie sich ihrer sanften Gewalt. ›Du tust mir weh!‹, schrie ein dicker, kräftiger Bursche, aber er wehrte sich nicht, als sie ihn am Arm nahm, um ihn zur Ordnung zu rufen.«¹⁵

Es hieß, man könne Battersea schon riechen, lange bevor man es erreiche, denn die Luft war dort schwer vom Rauch und Dampf eines großen Gaswerks, einer Eisengießerei und der kohlebetriebenen Lokomotiven, die den Stadtteil auf ihrem Weg zur Victoria- und zur Waterloo-Station durchquerten. Der Kohlestaub überzog alles mit einer dicken Schicht, auch die Lungen der Bewohner. Viele Frauen wuschen die Wäsche für die Bewohner wohlhabenderer Viertel. In den baufälligen Häusern und Wohnungen wimmelte es von Ratten, Kakerlaken, Fliegen und Bettwanzen. Städtische Manufakturgebiete wie Battersea waren Zentren der Industriellen Revolution Großbritanniens. Im kommenden Großen Krieg produzierten sie mit ihren Fabriken Waffen in industriellem Maßstab, und in ihren überfüllten Mietskasernen stand Menschenmaterial in nicht geringerem Maße für die Schützengräben bereit.

Wie Charlotte Despard rasch entdeckte, war Battersea ein Schlachtfeld anderer Art, ein Zentrum radikaler Politik und der wachsenden Gewerkschaftsbewegung. 1889 hatten seine Gasarbeiter für einen Acht-Stunden-Tag gestreikt. In späteren Jahren lehnte der Stadtrat eine Spende des schottisch-amerikanischen Magnaten Andrew Carnegie für die Stadtteilbibliothek ab, weil sein Geld »mit dem Blut« streikender amerikanischer Stahlarbeiter »befleckt« sei. Der Teil Batterseas, in dem Charlotte Despard arbeitete, spiegelte auch die ethnische Hierarchie des Empire wider, denn wie viele der ärmsten Viertel Englands war er überwiegend von Iren bewohnt – vertriebenen Pachtbauern oder auch Männern und Frauen, die auf der Suche nach einem besseren Leben in London die ärmeren Stadtteile Dublins verlassen hatten.

Aus Solidarität mit den verarmten Iren in Battersea und um sich von der Kaste ihrer Geburt, der protestantischen Oberschicht zu befreien, trat sie zum katholischen Glauben über. Daneben verschrieb sie sich der Theoso-

phie, einer verschwommenen, mystischen Glaubensrichtung, die Elemente des Okkultismus, Buddhismus und Hinduismus in sich vereinigte. Doch das war noch nicht alles: »Ich beschloss, die großen Probleme der Gesellschaft persönlich zu studieren. Mein Studium führte mich zum kompromisslosen Sozialismus.«¹⁶ Sie schloss Freundschaft mit Karl Marx' Tochter Eleanor und besuchte 1896 als Delegierte einer britischen marxistischen Gruppe einen Kongress des Zusammenschlusses verschiedener sozialistischer Parteien und Gewerkschaften aus aller Welt, den man unter der Bezeichnung Zweite Internationale kennt. Mag das auch eine seltsame Mischung von Anliegen und Bestrebungen gewesen sein, eines kristallisierte sich deutlich heraus: das Verlangen, sich mit den Menschen auf der untersten Stufe der sozialen Hierarchie Großbritanniens zu identifizieren und sie mit etwas mehr als Blumenkörben zu versorgen.

Wie Charlotte Despard das Leben hinter sich ließ, das man von ihr erwartete, so sagte sie sich auch von der dazugehörigen Kleiderordnung los. Sie ging jetzt stets in Schwarz, und gegen Ende ihres Lebens bedeckte sie ihr ergrauendes Haar mit einer schwarzen Spitzenmantele und nicht mit den reichverzierten Hüten bessergestellter Damen, die so deutlich Muße signalisierten. Anstelle von Schuhen trug sie Sandalen, die vorn offen waren. Das war ihre Standardkleidung, ob sie nun am Rednerpult stand oder in einem ihrer Gemeindezentren eine Mahlzeit für eine Gruppe von Slum-Kindern zubereitete. Sogar im Gefängnis trug sie diese Sachen.

Bald darauf wurde sie in den Poor Law Board gewählt, eine Kommission, die örtliche Arbeitshäuser beaufsichtigte. Als eine der ersten Sozialistinnen in einer dieser Kommissionen protestierte sie heftig gegen die verfaulten Kartoffeln, die den Insassen vorgesetzt wurden, und bemühte sich, einen korrupten Verwalter zu entlarven, den sie dabei ertappt hatte, wie er Lebensmittel aus der Küche verkaufte, während die Frauen im Arbeitshaus sich mit Wasser und Brot begnügen mussten. Von nun an widmete Charlotte Despard ihre unerschöpfliche Energie den Frauen, die sich, wie sie schrieb, »ihr Leben lang plagen ... kaum ihren Lebensunterhalt verdienen und dem Tod oder der Kirche überlassen werden, wenn sie nicht mehr von Nutzen sind.«¹⁷

Die Biographien von Charlotte Despard und John French waren so gegensätzlich, wie man sie sich nur vorstellen kann. Er sollte die umfangreichste Streitkraft befehligen, die Großbritannien jemals ins Feld geschickt hatte; sie protestierte leidenschaftlich gegen jeden Krieg, den ihr Land führte, vor allem gegen den Krieg, in dem er Oberbefehlshaber war. Er ging nach Irland, um aufsässige Pachtbauern zur Raison zu bringen; sie kümmerte sich um die verarmten irischen Frauen von Battersea, die sie »meine Mitschwester« nannte (obwohl diese möglicherweise nicht ganz auf die gleiche Weise von ihr gesprochen hätten). Beide gingen nach Indien, wo er Kavalleristen ausbildete, die dafür sorgen sollten, dass Indien britisch blieb, während sie als überzeugte Befürworterin der indischen Autonomie zurückkehrte. Zu einer Zeit, als sich das mächtige Weltreich kolonialen Aufständen in der Fremde und wütender Opposition im eigenen Land gegenüber sah, blieb er ein unerschütterlicher Verteidiger der herrschenden Ordnung, während sie eine kämpferische Sozialistin wurde. Und doch, trotz alledem verband sie etwas: John French und Charlotte Despard waren Bruder und Schwester.

Mehr als das: Fast ihr ganzes Leben lang standen sie sich nahe. Sie war acht Jahre älter als »Jack«, wie sie ihn nannte, und er war ihr geliebter kleiner Bruder, dem sie Lesen und Schreiben beigebracht hatte, nachdem die Eltern aus ihrem Leben verschwunden waren. Seine Liebesabenteuer und finanziellen Exzesse, über die andere Familienmitglieder entsetzt waren, schienen sie nie zu stören. Als er nach Indien abkommandiert wurde, hieß sie seine Frau Eleanora und die Kinder in Courtlands willkommen und überließ ihnen das Haus, während sie im unwirtlichen Battersea lebte. Und als French aus Indien zurückkehrte, überschattet von einer Wolke aus Schulden und Skandalen, nahm Charlotte auch ihn auf und lieh ihm Geld, nachdem seine anderen Schwestern längst damit aufgehört hatten.

Ihre beiden sehr verschiedenen Welten kamen in Berührung, als Charlotte begann, in regelmäßigen Abständen einige arme Bewohner Batterseas in einen Pferdebus zu setzen und für einen Samstag oder Sonntag nach Courtlands zu fahren, weit ab vom Ruß und Kohlerauch der Stadt. Frenchs Sohn Gerald, der später seinem Vater nacheiferte und zum Militär ging, berichtete von einem solchen Tag, und der Ton seiner Erinnerung lässt ahnen, was der Rest der Familie wohl von Charlottes Bemühungen gehalten hat:

In einem gewissen Maße war es sicherlich amüsant, es hatte aber auch seine beschwerlichen Seiten. Beispielsweise waren sie mit mehreren Drehorgeln bewaffnet, die zu spielen sie von dem Augenblick ihrer Ankunft bis zu dem ihrer Abreise nicht müde wurden. Das Weibervolk begleitete sie, und so wurde während des größten Teils des Tages auf den Rasenflächen und der Auffahrt das Tanzbein geschwungen.

Großzügig sprang mein Vater selbst ... in die Bresche und half, einige sportliche Betätigungen für die Männer zu organisieren ... Ich denke, er amüsierte sich mehr als alle anderen über das kuriose Gebaren der Eindringlinge, die unsere Ruhe und Stille störten. Sie schwärmten nach allen Seiten aus, und wenn der Abend kam und sie die Rückreise nach London antraten, waren zumindest wir nicht traurig, dass damit die Veranstaltung nun endlich ein Ende fand.¹⁸

John Frenchs Familie mag sich ja über die »Eindringlinge, die unsere Ruhe und Stille störten«, geärgert haben, aber schließlich war Courtlands immer noch Charlottes Besitz, obwohl sie sich für Wochenendbesuche mit einem kleinen Cottage auf dem Grundstück begnügte. French blieb seiner Schwester, die an seiner Erziehung mitgewirkt hatte, zärtlich zugetan. Als sie im Rathaus von Wandsworth in ihrer Eigenschaft als Mitglied des Poor Law Board ihre erste öffentliche Rede hielt, begleitete er sie. Und als sie an der Tür von Lampenfieber überwältigt wurde, sprach er ihr Mut zu mit den Worten: »Nur nervöse Menschen können wirklich von Nutzen sein.«¹⁹

Trotz radikal verschiedener Weltanschauungen blieb diese Beziehung noch Jahrzehnte lang von Liebe und Loyalität bestimmt – woran auch der Ausbruch eines erbitterten Kolonialkonflikts und später eines schrecklichen Weltkriegs, der mehr als 700 000 Landsleute niedermetzte, nichts zu ändern vermochte. Erst einige Ereignisse nach dieser tiefen Zäsur führten zu einer Entfremdung zwischen den Geschwistern.